

## Jus und Recht.

Roman von Fred V. Gardt.

„Sehen Sie, das ist schnell erledigt, Sie hätten sonst lange warten müssen. Und Meinhold wird Ihnen das noch genau aufschreiben, dann können Sie die Auskunft gleich mitnehmen.“

„Danke sehr, Herr Rechtsanwalt. Ich bin recht froh, daß ich nicht lange habe warten brauchen. Ich bin Geschäftsmann und in meinem Geschäft warten sie schon auf mich.“

„Ich bin auch Geschäftsmann: Auf Wiedersehen!“

So hatte Dr. Werner in wenigen Minuten drei Angelegenheiten erledigt oder doch in die richtige Bahn gelenkt. Jeder nahm trotz der kurzen Zeit, die er mit ihm gesprochen hatte, einen persönlichen Eindruck von ihm mit. Er ließ nie einen neuen Klienten fortgehen, ohne wenigstens ein paar Worte mit ihm gewechselt zu haben. Er verstand sehr wohl, daß der Klient eben ihn sprechen wollte und enttäuscht fortgegangen wäre, wenn der Bureauchef ihn abgefertigt hätte. Er war es ja, der helfen sollte. Die anderen waren seine Arbeiter, seine Ausführenden. Und sein frisches Wesen, seine ruhige, bestimmte Art wirkte stets vertraueneinnehmend und gab den Scheidenden den Eindruck mit, daß sie an die richtige Schmiede gekommen waren, wo flink und sicher gehämmert wurde, und der Schmied überall selbst eingriff.

Dr. Werner war in sein Schreibzimmer zurückgekehrt und nahm ein umfangreiches Aktenstück zur Hand, in dem er mit Bleistift einzelne Stellen anstrich, während er eine Tasse Tee trank, die ihm seine Wirtschaftlerin Frau Dieke zurechtgestellt hatte.

Das Telephon klingelte.

„Wer? Baron von Lesky? — Ja, ja, ich weiß, aber es geht nicht. — Er sah nach der Uhr auf dem Tisch. — Halt, — rüberkommen!“

Er trank seinen Tee aus. Da klopfte es schon.

„Lieber Herr Baron,“ sagte er, dem Eintretenden entgegengehend, und drückte ihm die Hand, „es ist mir ganz unmöglich, heute mit Ihnen zu konferieren. Ich muß um sechs auf die Industriebank und bis dahin noch dieses Monstrum durchlesen.“ Er wies auf das umfangreiche Aktenstück, das auf seinem Schreibtisch aufgeschlagen war.

„O, das bedauere ich sehr, denn, wie Sie wissen, presiert die Sache. Morgen abend ist im Kennverein die Sitzung.“

„Weiß ich, weiß ich. Aber ich habe auch schon einen Ausweg,“ lachte er. „Ich fahre morgen 8 Uhr 30 nach Berlin zu einer Besprechung. Sollen Sie bis Röderau mitfahren? Ich nehme den Sekretär mit. Und in Röderau haben Sie Ihr Programm fix und fertig aufgesetzt und sauber getippt.“

„Geht denn das, lieber Doktor?“

„s geht alles. Also abgemacht! Morgen früh 8 Uhr 30 Hauptbahnhof. Ich lasse ein Halbküpee reservieren. Wir erledigen alles bis Röderau und Sie fahren mit dem nächsten Zug zurück, und abends stecken Sie mit dem Programm alle Gegner in die Tasche,“ fügte er lachend hinzu.

„Das ist ja fast amerikanisches Tempo.“

„Das können wir ebenso gut auch hier im alten Europa, berehrtester Baron. Also morgen früh.“

„Auf Wiedersehen und vielen Dank, Sie American boy.“

Dr. Werner ging an den Schreibtisch zurück, und während er mit den Augen die Stelle suchte, wo er aufgehört hatte, nahm er den Hörer vom Tischtelephon in die Hand.

„Meinhold? Lassen Sie sofort ein Halbküpee Erster reservieren für morgen früh 8 Uhr 30 nach Röderau. Dietrich fährt mit. Soll kleine Blidensbörser mitnehmen. Und stecken Sie mir in ein Kuvert die Statuten vom Kennverein und die beiden Protokolle der letzten Sitzungen. — Nein — nur bis Röderau. Dietrich ist nachmittag wieder im Bureau. — Und nun niemand mehr. — Schluß.“

Er vertiefte sich wieder in die Arbeit: Es war ein schwieriges Gutachten, das die Industriebank, als Gründerin einer Gesellschaft, von ihm erbeten hatte. Kommerzienrat van Bosh, der Direktor der Bank, der mit ihm befreundet war, hatte ihn ersucht, das Gutachten in einer Konferenz selbst vorzutragen, an der die vier Hauptgesellschafter teilnahmen, in der Er-

wartung, daß die persönliche Art des jungen Anwalts die Gesellschafter beeinflussen würde, dem Prozeß gegen die Stadt Berlin zuzustimmen. Der Prozeß war notwendig, doch einige der Herren wollten ihm aus dem Wege gehen. Es waren sehr vermögende Herren, die das Interesse an der Gesellschaft verloren hatten und lieber den Verlust abschreiben wollten, als die Unannehmlichkeit einer langen Prozeßführung auf sich zu nehmen, deren Erfolg außerdem noch, nach der Ansicht eines namhaften Berliner Anwalts, nicht sicher war. Die Bank dagegen wollte den Prozeß unter allen Umständen durchführen, war aber an das Einverständnis der Gesellschafter gebunden. Dr. Werner hatte die Akten eingehend studiert und war zu einer anderen Ansicht gekommen als der Berliner Anwalt. Es reizte auch seine Eitelkeit, sich mit dem berühmten Kollegen zu messen.

Neun Minuten vor sechs Uhr legte Dr. Werner die Akten zusammen. Er war ganz klar und wußte auch, wie er die Sache anfassen mußte. Er lächelte vor sich hin, denn es war etwas Schauspielerei in dem, was er vorhatte. Manchmal empfand er eine Freude an solchen Stückchen, die Leute zu verblüffen, um sie dann um so sicherer zu seiner Ansicht zu führen. Er selbst lächelte darüber und stand über der Sache. Und es wäre ihm nie beigekommen, die kleine Komödie in Abrede zu stellen.

Die Herren warteten schon auf ihn. Kommerzienrat van Bosh stellte vor: Kommerzienrat Pfannstiel aus Frankfurt, August und Adam Gildemeister aus Köln, der Geheime Kommerzienrat Lucanus aus Berlin und der Direktor der Gesellschaft, Spiegel.

Dr. Werner fühlte sofort die unwillige Stimmung, die in dem Kreise der Herren sich verdichtet hatte. Sie waren der wiederholten Sitzung in dieser unerquicklichen Angelegenheit schon überdrüssig und konnten kaum ihren Merger gegen den Direktor Spiegel, dem sie die Schuld beimäßen, verbergen. Nachdem die Herren Platz genommen hatten, begann Dr. Werner:

„Sie wünschen meine Ansicht über diesen Prozeß gegen die Stadt Berlin zu hören, über dessen Ursache Sie alle informiert sind. — Er machte eine kleine Pause. — Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Justizrats Israel, daß eine Klage wenig Aussicht auf Erfolg hat.“

Kommerzienrat van Bosh sah erstaunt auf; am Morgen hatte ihm Dr. Werner noch telephonierte, daß der Prozeß unter allen Umständen gewonnen werden müsse, und nun? Sollte Dr. Werner seine Ansicht so schnell ändern?

August und Adam Gildemeister blickten sich an, als wollten sie sagen, siehst Du, nichts ist's mit dem Prozeß. Und Direktor Spiegel machte ein langes Gesicht; das Gutachten von Dr. Werner war die letzte Hoffnung, sich zu halten.

Dr. Werner sah absichtlich über Kommerzienrat van Bosh hinweg und fuhr dann fort. Er sprach klar und ganz sachlich; wies nach, daß der Klageweg, den Justizrat Israel vorgeesehen hatte, zu keinem greifbaren Ergebnis führen könnte, zeigte aber einen anderen gangbaren Weg, der das, worauf es ankam, der Gesellschaft sicherte.

Nachdem er sein Gutachten vorgetragen hatte, legte er die Schriftstücke in seine Aktenmappe, zog die Uhr und sah nach Kommerzienrat van Bosh. Es lag ein leises, fast maliziöses Lächeln in seinem Blick.

Die Herren schwiegen noch. Sie fühlten sich überrumpelt und suchten nun das goldene Brücklein, um von ihrem „nein“ zu einem „ja“ zu gelangen. Dann sagte Kommerzienrat van Bosh, der die Sachlage schnell erkannte: „Ich denke, meine Herren, daß wir nach dem klaren Gutachten des Herrn Dr. Werner den Prozeß umgehend einleiten werden. Wir haben jetzt eine ganz andere Basis.“

„Natürlich, natürlich. Umgehend,“ stimmte der Geheime Kommerzienrat Lucanus zu, und auch die anderen Herren gaben ihre Einwilligung.

„Das war wohl alles,“ sagte Dr. Werner, „was die Herren von mir wünschten,“ und stand auf — „ich muß noch aus der Kanzlei verschiedenes erledigen und bitte mich zu entschuldigen.“

Die Herren erhoben sich ebenfalls und schüttelten Dr. Werner die Hand. Kommerzienrat Pfannstiel legte sogar seine

diese Zigarre auf einen Augenblick weg. Und Direktor Spiegel verbeugte sich mehrmals hastig.

Als die Herren allein waren, meinte der Geheime Kommerzienrat Lucanus zum Kommerzienrat van Bosch:

„Das ist wohl Ihr zukünftiger Syndikus? Gratulieren!“

„Nein, leider nicht. Dr. Werner läßt sich nicht einfangen. Er liebt seine Unabhängigkeit. Außerdem, glaube ich, hat er so hohe Einnahmen aus seiner Praxis, daß ihn das Gehalt als Syndikus nicht reizen würde.“

„Aber wie wäre es, wenn wir ihm den Posten eines Aufsichtsrats in unserer Gesellschaft reservierten?“ meinte August Gildemeister. Das war das erste, was er sagte, er liebte nicht viele Worte, und die knappe Art der Darstellung von Dr. Werner hatte ihm gefallen.

„Das wollte ich auch den Herren vorschlagen,“ stimmte Kommerzienrat van Bosch bei. „Ich kann jede Garantie für Dr. Werner übernehmen.“

„Wird gemacht,“ sagte der Geheime Kommerzienrat Lucanus.

„Ich werde den jungen Mann im Auge behalten. Und Ihnen ist wohl auch etwas leichter zumute Herr Direktor Spiegel?“ meinte er zu diesem gewendet.

„Die Herren wissen ja, daß ich von Anfang an für den Prozeß war.“ Direktor Spiegel fühlte sich jetzt sehr sicher, nachdem ihm Dr. Werner sein Direktorstübchen neu gepolstert hatte.

„Eine Altersversicherungsgesellschaft ist unsere Gesellschaft aber nicht, Herr Direktor Spiegel. Diesen Irrtum möchte ich Ihnen nehmen,“ sagte Adam Gildemeister scharf. Er war ärgerlich über die törichte Antwort.

Kurz nach sieben Uhr war Dr. Werner wieder auf seiner Kanzlei. Er hatte noch einen beträchtlichen Stoß Schriftstücke und Briefschaften durchzusehen und zu unterschreiben, mit dem Bureauchef abzuschließen und noch mit dem Assessor wegen der morgigen Termine zu sprechen. Erst nach acht Uhr war sein Tagewerk zu Ende. (Fortf. folgt.)

## Neue Erzählungsliteratur.

Georg Asmussen: *Leibeigene*. (C. Reißner, Dresden.) Asmussens Roman ist in der ersten Hälfte historisch gefärbt und liest sich wie eine alte nordische Ballade. Im Mittelpunkt steht Detlev Tramm und „die Gesiegelten“. Schauplatz ist das alte adlige Gut Düttebühl an der Ostküste Schlesiens um 1780. Leibeigene, geknechtete Feldbauern, die sich aufbäumen und auslehnen, kämpfen gegen die Herren des Bodens und die dänischen Behörden. Die Gesiegelten revolutionieren die geduldeten Ackerklaven. Die Gesiegelten sind ein Geheimbund von Unzufriedenen und Intelligenten, an ihrer Spitze steht Detlev Tramm der Einäugige, dem die Reitpeitsche des rohen Machtbesitzers Adenbarr das andere Auge ausge schlagen. Unter Führung dieses Heilandes der Bauern tragen sie ihren Namen nach dem Siegel des Kreuzes, das ihnen auf der bloßen Brust eingegraben war. Aber was vermochte im 18. Jahrhundert die läche Welle der Mut und Empörung eines Häufleins Leibeigener, denen die große Macht solidarischer Organisation fehlt, gegen die brutale Uebermacht des historischen Gewaltrechtes! Die Datedesta stand auch damals schon hinter den Herren. Das Urteil wartete auf die Auführer, Tod oder Kerker löschte schnell und sicher ihr rebellisches Menschentum aus. Der einäugige Heiland entfloß auf einem Boot nächstens mit seiner Mia, einer lyrischen Kuhmagd, kam nach Groningen, wurde „Bürger“ und zeugte ein Geschlecht, an dem sich der Fluch der Leibeigenschaft weiter erfüllen sollte. Weh dir, daß du ein Enkel bist, dieses Wort bewahrheitete sich an seinem Enkel, einem Bauernstudenten. Aufgestiegen ins „Geistige“, muß er das Elend, die Abhängigkeit des „Proletariats“ bis zur Reize auskosten. Die Krute ist gefallen, aber taufend Prügel unserer Gesellschaftsordnung heulen ihn dafür. Zulegt ist Alkohol der Betäuber, das erlösende Ende aber der Selbstmord. Die Leibeigenschaft geht durch die Welt noch heute — das ist der Sinn des blutwarm und lebendig geschriebenen sozial-historischen Romans. Ehedem und heute — überall Sklaverei. Kapital, Unternehmertum, Gesetz und eigene Lasten mühen den Menschen, der den „goldenen“ Schlüssel des Lebens nicht hat. Klarheit des Gestaltens und Menschenkenntnis geben der schwermütigen niederdeutschen Geschichte ihr besonderes Merkmal, ihre Naturfreudigkeit hebt sie über Frenssens Düsterei, dessen Art Asmussen vertritt, hinaus.

Gustaf Wied: *Pastor Sörensen u. Comp.* (Agel Junfers Verlag, Berlin-Charlottenburg.) „Der leibhaftigen Vossheit opus 3“ — so der Untertitel des Buches — ist eine der saftigsten Satiren gegen pfäffische Mudelei und Moralschnüffelei, die ja über den Sund zu uns gekommen sind. Der dänische Simplizissimus zeichnet seine Bilder aus dem dänischen Familienleben wie unserer Th. Th. Seine: kraftvoll, schonungslos, bis zur Grenze der Karikatur treffend und doch mit jenem Lächeln, das über den Dingen steht.

Seine Figuren aus der Bürger- und Beamten schieht aus der Stadt Söby im „Frislentum Flachland“, seine Klatschbasen und Bildungsphilister, Bürgermeister und Oberlehrer, seine brummigen, härtigen Böllner und Amtsmänner, seine sonstigen Mittläufer am Karren des Gesellschaftsschwinds, auch die Gegenspiele, sein liebevoll gezeichnetes, in Naht- und Schönheitskultur machendes Außenleiter-Maler-Ehepaar Neumann sind wahr geschaute Typen, mit einem heiteren, einem nassen Auge betrachtet und mit jener Treffsicherheit wiedergegeben, die sofort den Leser in das lebendige Leben stößt. Dem Pfarrer Sörensen selbst, diesem edlen Vertreter rebellen Christentums und planmäßigen Zerflörer des Familienfriedens und Eheglücks, begegneten wir allerdings schon einmal in der satirischen und ernst-ingrimmigen Aufklärungsliteratur. Zuletzt bei L. Thoma und Hermann Stehr, dem gräßlicheren Schlesier. Wied läßt bei diesem zelosigen Wolf in Schafskleidern 2 x 2 nicht 6 sein, sondern zieht scharf und genau die Summe seines gefärbten Lebens. Zu seinem Hund redet der alte Demokrat und Freigeit Anagnost über das „Christliche Wirken“ besagten Moralpastors also: „Unser lieber kleiner Freund Neumann ist heute gestorben, er hat sich selbst das Leben genommen, weil sein Pfarrer ihm gesagt hat, daß er gegen die Gebote der Religion und Moral verstoße, daß Mann und Frau zu viel Gefallen daran finden, einander nährend zu sehen. Aber derselbe Pfarrer, lieber Hund Jochum, hörst Du! hat seinerzeit ein vierzehnjähriges Mädchen verführt und zu seiner Geliebten gemacht!“ Man blüht in diesen dänischen Sittenspiegel und findet darin das meiste „ganz wie bei uns“. Aber nicht nur das Gegenständliche — Jagow und die Berliner Postkartenschnüffler wären ein hübscher Stoff für Wied — auch das Formale, die wichtige Art Wieds fesselt von der ersten bis zur letzten Seite.

Alice Verend: *Frau Hempels Tochter*. (S. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. 1 B.) Gewissermassen ein Gegenstück zu der einst vielgelesenen Familie Buchholz. Nur daß A. Verend bei ihrer humorvollen Lebensgeschichte einer Berliner Portierfrau viel mehr in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit bleibt, mehr Wirklichkeitsinn, auch mehr Gefühl für sozialen Ausgleich hat wie der selige Sünde. Frau Hempel ist der Typ einer resoluten, praktischen, arbeitsamen, handfesten Frau aus der Berliner „Keller schiebe“. Sie kennt das harte Leben genau, sie weiß, wie lange man Putz-, Waschringselder von den schäbig gebenden Parteien zusammenhäufen muß, bis es zu einem Hähnchen für die der Oberschiebe zustrebenden kofetten Tochter reicht, sie weiß, wie es hinter den Spiegelscheiben und Portieren der eleganten Kulturwohnungen über ihr, deren Entree sie und ihr ewig schusternder und hustender Mann als Pfortner bewachen müssen, in Wirklichkeit aussieht. In ihrer echt berlinischen Sehnsucht nach Sonne und Luft strebt sie aus ihrem feuchten Kellerloch heraus ins Grüne und wird vermittelt ihrer Eriparrnisse Vabeanstaltsbesitzerin in einem halberblossenen Vorort. Die Terrainspekulation wirft ihr profitierendes Auge auch auf dieses Fleckchen Erde und Frau Hempel und Fräulein Laura sind gemachte Leute, Frau Hempels Tochter kann sich durch ihre Mitgift sogar einen gräßlichen Ehegatten kaufen. Die Erzählung vom sozialen Ausgleich und Austausch erhält ihren Hauptreiz durch die launige Schilderung der Kleinbürgerwelt, Alice Verend trägt die Brille des Humors, und in diesem Humor, der nicht wie bei Wied mit dem Salz der Ironie gewürzt ist, sondern von Herzenswärme strahlt, liegt der Verfassers Stärke.

Gustaf Geijerstam: *Die Brüder Mörk* (Fischers Romanbibliothek). Geijerstam zählt seit seinem tiefinnig-melancholischen Buch vom Brüderchen zu den schwedischen Dichtern, die der Deutsche liebt, weil er sie ganz versteht, weil ein Gefühlsdichter dem deutschen Wesen leichter eingeht. Hamsuns und Mehr noch Strindbergs Feueratem versengt hier und da beim deutschen Normalleser die aufsteigende Liebe; der als Sturmgeist über ihn hinwegfegende Autor macht ihn mehr staunen oder kopfschütteln, Bewunderung mischt sich mit Furcht, Staunen mit Zweifel. Geijerstam bleibt temperiert, auch wenn er, wie in den Gebrüder Mörk, von den stummen Tragödien der Seele, von den zerflörenden Mächten zwischen Mensch und Mensch, Geschlecht und Geschlecht, Brüder und Brüder erzählt. Und doch ist auch bei dem stilleren Geijerstam Leidenschaft und Inbrunst zu finden für seine Themen, wo er sich in die Psyche einfältiger, schwerblütiger Bauern versenkt, deren Denken und Trachten als Spiegelbild und Mesaly der sie umgebenden Landschaft schildert, wo er in die kompliziertesten Seelen der Intellektuellen untertaucht und nach dem gemeinsamen Urgrund von Gut und Böse schürft, wo er die Grenzlinien zwischen Instinkt und Konvention zu bestimmen sucht, wo er den Charakter abhängig zeigt von sozialen, wirtschaftlichen und ehelichen Voraussetzungen. Die Brüder Mörk, das ist die selten erlebte Tragödie des überragenden Brudergedächtnisses, das im Hass und Lieben so allgewaltig ist, daß es lebendige Opfer für nichts erachtet. In der Kindheit verband die beiden schwedischen feudalen Agrarier innige Bruderverliebe, aber als der eine durch Schicksalslaune zum reichen Gutsherrn emporschneilt, wird das Brudergedächtnis erschüttert von Mißtrauen, Neid, offener Feindseligkeit. So stehen die Hahngedächtnisse ein Leben lang zwischen beiden Blutsverwandten, erst der Tod macht das Herz müde und bringt Einsehen, Neue aber auch Kraft zu besserem Empfinden.

In die Seelenstudie zuden grelle soziale Lichter hinein, einerseits die Kämpfe des Jäh mit Wahngedanken und verzerrt gesehene Dingen, rumelnd in Gabsucht und Mißgunst, andererseits das Ende der schwedischen Grundherren, das Heraufkommen des martigen

selbständigen Bauernstandes, das Erwachen der demokratischen Zeit in den Nordländern.

Egmont Seherlen: Die schmerzliche Scham, Roman. (S. Fischer, Berlin.) Diese Erziehungs- und Entwicklungsgeschichte eines Knaben um das Jahr 1900 wird jeden Leser aufritteln und Nachdenklichkeit weden. Mit wahrhaft schmerzlicher Steifheit reißt der Verfasser alle Werte und Probleme des Gegenwartelbens an sich, um freilich als romantisch- pessimistischer Vesthet augunsten der Ich-süchtigen Moral eines überkultivierten Individuums, Künstlers oder Schönheitsphantasten die Größe und unabweure Wucht des sozialen Zeitgedankens gänzlich zu übersehen. Seherlen ist durch Nietzsche und Taine gegangen, unterscheidet sich aber von deren gemeinlich herumwimmelnden Schlagwort-Epigonem durch die Romantik seines Weltempfindens, durch die auflösende Kraft seiner dichterischen Phantasie und den fast zynischen Nihilismus seiner Moral- und Sittenanichauung. Der Verfasser ist zweifellos noch jung, aber durch besondere Umstände so frühreif, grüblerisch, tiefgründend und heilfichtig geworden, daß es einen zünftigen Professor und Psychologen bange machen könnte. Die Kunst der den feinsten Regungen nachspürenden Seelenanalyse Seherlens ist schwerlich zu übertreffen. Erziehungs- und Schulromane à la Strauß und Hesse scheinen mit einemmal begrenzt gegen diesen großangelegten, weithorizontigen und zum besten Teil geglückten Versuch einer absoluten, wirklichen Naturgeschichte des hochentwickelten jungen geistigen Tieres Mensch, in der mit fast wissenschaftlicher Methodik und einer künstlerisch-sittlichen Durchsichtigkeit obnegleichen alle Verhältnisse des erwachenden Knaben, des mannbaren Jünglings zu Menschlichem und Uebermenschlichem, zur Mutter und zum Weibe, zur Sprache, zur Schule, zum Musikempfinden, zur Kunst, zum Laster, Sport und Natur, zu den großen Geistern der historischen Welt und zu den nimmer rastenden Dämonen der modernen Seele bloßgelegt werden. Kurz und gut: diese Jugendgeschichte des mit jüdischem Blut gesprenkelten Patriziers Jürgen Hubertus van Dryn (der zuletzt aus schmerzlicher Scham über die Erkenntnis der Greuel des Lebens Selbstmord verübt, aber ganz gewiß über seine späteren Erfabrungen noch ein zweites Buch schreiben wird) ist ein beachtenswerter Wurf. Daß das Buch Alfred Kerr gewidmet ist und sein Stil teilweise dem Kerrs entspricht, schadet ja weiter nichts. Seherlen ist sich auch, wie aus manchen Textstellen hervorgeht, des exzentrischen Sprachstils seines Buches bewußt. Immerhin ist ein aphoristisches Ringen mit dem Ausdruck und Geist der Sprache angenehmer als nüchtern akademische Wandwurm- und Schachtelsage. J. V.

## Mojave-Wüste.

4)

Von Arthur Solitscher.

(Schluß.)

Larry wischt sich den Mund, lehnt sich im Stuhl zurück und pfeift leise einen Gassenhauer, ehe er sich zum Antworten bequemt. Es ist ein richtiges Interview, und Larry gerät ins Renommieren. „Das letzte Mal, wie ich in Frisco ankam, hat mich eine Dame vom Bahnhof in ihrem Auto zu einer Luftfahrt durch den Park mitgenommen! Wenn ich gewollt hätte — aber eine Woche später war ich wieder unterwegs.“

„Wer war die Dame?“ fragte die Milliardärin Walfsh-Wintrop dumm. Sie kommt jedes Jahr für ein paar Wochen nach San Franzisko und kennt die smarte Welt wie ihre Tasche.

„Sie denken doch nicht, ich werde eine Lady verraten, was?“

„Eine Wohlthäterin!“ bemerkt der Novellist, der einen Charakterzug aus Larry herausholen möchte.

„Ach was, auf Wohlthäten spude ich! Aber ein Angeber bin ich nicht. Hätte ich Talent dazu, ich säße längst in Uniform auf einem Polizeirevier, wo mancher von uns schon gelandet ist, sobald ihn seine Aniechlen nicht mehr vorwärts getragen haben.“

„Sie sind wohl sehr stark, daß Sie so unter dem Wagen fahren können. . . Welches Gewerbe haben Sie ausgeübt, ehe Sie so . . .“

„Zement; Portland in Oregon. Daher kann unsereiner auch Staub schlucken, so viel er will . . .“

„Man muß sehr stark sein, nicht wahr? man muß sehr stark sein dazu?“ fragt das junge Mädchen. Sie hat beide Hände an ihre Wangen gepreßt, ihr Haar ist ganz verborgen von dem Schleier, sie sieht zerraut aus und ihr Gesicht hat keine gute Farbe.

„So stark gar nicht, Lady. Mut und Geschicklichkeit, that's all. Sich richtig beiten, ohne Angst, daß man herunterfällt. Wenn die Kappe einem vom Kopf fliegt, danach greifen, wenn man sich auch die Finger an den Steinen blutig schindet.“

„Wie? man kann die Hände frei bewegen da unten?“

„Natürlich, alle Gliedmaßen müssen frei spielen können, federn, nirgends fest, alles lose, wie auf einer Matraße, darauf komm'ts an.“

„Und wenn Sie schlafen wollen, ich meine Sie und Ihre Kameraden . . .“

Larrys Augen werden ganz klein; er hebt seine Serviette zum Mund und gähnt lange, tief und überzeugt. „Tommy rot Kameraden! Sagen Sie ruhig Bums, Tramps, Hobos. Sie haben recht! Bei Nacht — ich werde jetzt schlafen gehen; hab es verdient. Pella,

Kellner! Die Direktion bezahlt's. Beden Sie mich zum Dinner.“ Und Larry begibt sich mit kurzem Nicken aus dem Speisewagen hinaus. —

„Man sieht,“ wendet sich der Novellist zu Mrs. Walfsh-Wintrop, „diese Menschen, für die die Gesellschaft keine Verwendung hat, stellen im Grunde den Ausbund von dem vor, was unsere Pioniere ehemals gewesen sein dürften.“

Ein alter Herr mengt sich ins Gespräch. „Ein stehendes Heer tut uns not. Solche Desperados haben immer noch die besten Soldaten abgegeben.“

„Aber die Disziplin, darauf kommt es an!“

„Glauben Sie, daß einer, der's aus eigenem Antrieb und Selbst-erziehung drei Nächte lang in solcher Lebensgefahr aushält, sich nicht zu dem bishen Disziplin trainieren läßt?“

Mrs. Walfsh-Wintrop flüchtet vor dem Gespräch, das langweilig zu werden beginnt, in ihren Salonwagen zu ihren drei Josen. Auch das junge Mädchen ist aufgestanden und folgt Mrs. Walfsh-Wintrop. Der berühmte Novellist setzt seine Brille auf und fragt sich, von wem sie einen größeren Eindruck mitnehmen, von Larry oder ihm.

Das junge Mädchen lehnt die Einladung von Mrs. Walfsh-Wintrop ab. Sie ist müde und will auf ihren Platz zurück. Taumelnd geht sie die Korridore entlang. Ueber die schütternden Harmonikadurchgänge, durch die Reihen der Mitreisenden, durch alle Wagen. Die Fahrt schüttelt sie stärker als nötig. „Was ist Ihnen?“ fragt die alte Dame, die ihr gegenüber sitzt. „Sie sind ja so blaß, wollen Sie mein Nieschläschen haben?“

Aber sie schüttelt den Kopf, dankt und will allein sein. Sie bindet sich den Schleier fest ums Haar und aebt nach hinten in den Aussichtswagen.

Im Aussichtswagen werden Wetten geschlossen. Die Kaufleute, ein paar Jobber, die es nicht erwarten können, in Chicago an der Börse zu sein, wetten um alles, um was zu wetten ist. Wieviel von der verlorenen Zeit wird man um zwei Uhr nachmittags eingeholt haben, wieviel um sechs Uhr, wieviel um zehn Uhr abends? Kleine Gruppen von Stühlen stehen beisammen, und Leute, die das gemeinsame Erlebnis einander nähergebracht hat, besprechen die Vorfälle dieses Tages. Ein junger Mann mit näselnder Stimme und unangenehmem Gesicht hält Wetten auf die glückliche Ankunft des Menschen unter dem Gepäckwagen in Paristow. Das junge Mädchen früht sich mühsam und mit tastenden Fingerspitzen auf die Lehne der Stühle im Vorüberschreiten. Draußen auf der Plattform des Aussichtswagens läßt sie sich in einen Stuhl fallen, sie ist plötzlich so müde geworden, sie weiß nicht wovon. Schwer, als verlagten ihr die Arme mit einemmal, fällt sie in den Stuhl, sinkt in seine Kissen, bleibt starr und ohne Regung sitzen in ihm.

Wie der Zug dahinschießt! Sieht man in der Mitte der Plattform, so kann man es merken, wie der Zug die Luft zu Schleifen auseinanderstrennet. Zuweilen ist es, als hebe sich der Wagen in die Höhe wie das Ende einer geschwungenen Peitschenschnur. Dann wieder senkt sich der zurückbleibende Erdboden hinter dem Zuge wie eine ausatmende Brust. Eine kleine Station, deren Häuschen man kaum erkennen kann, wird im Fluge genommen, zurückgelassen, ist schon verschwunden.

Der Kellner kommt, ruft zum Mittagessen. Man verläßt den Aussichtswagen. Nur das junge Mädchen bleibt auf ihrem Platze sitzen. Ihre Hand hängt ohne Kraft über die Lehne nieder. Von der Bewegung des Zuges pendelt sie hin und her.

Sie blickt auf die in wütender Hast davonlaufenden glitzernden Schlangen, die über den einformig gelben Damm zu flattern scheinen. Die Sonne steht hoch und ein kaltes Weiß kommt vom Horizont her über das ganze Land gezogen. Eisenlang, brürende Hitze, hoher Mittag — die Augenlider fallen zu, auf der Plattform ist nur das schlafende Mädchen.

Die Chancen der Leute, die auf die Ankunft um vier Uhr in Paristow gewettet haben, stehen schlecht. Es wird allgemein angenommen, daß man Paristow erst bei anbrechender Dunkelheit erreichen wird. Jeder im Zuge weiß nun von dem Menschen unter dem Gepäckwagen, von dem Menschen, der aus freien Stücken jetzt in diesem Augenblick dort unten mit dem Zuge fährt. Auf dem Weg vom Speisewagen in den Aussichtswagen zurück ist man an Larry vorübergekommen, der bezeugt und schnarrend auf seiner Bank lag in todähnlichem Schlaf, mit offenem Mund und schweißbedeckter Stirne. Man interessiert sich nicht mehr so gewaltig für ihn. Der Novellist Lafferty hat einen Vortrag über das Problem des Tramps gehalten und die Sache sieht, nahe befehen, wahrhaftig weniger gefährlich aus, als man anzunehmen versucht wäre. Der Schwung könne den Nerven nichts anhaben, hat Lafferty erklärt. Die Nerven affomobieren sich ihm, wie oben im Wagen die Nerven der Fährten im Rhythmus des Zuges mitschwingen. Die Blutzirkulation leidet nicht, der Puls erhebt sich kaum über das Normale. Lafferty muß es wissen. Der berühmte Mann war ja, so tuscheln die Gerren miteinander, ein simpler Landarzt in Nebraska, ehe er seine vierzigtausend Dollar jährlich mit Geschichtsschreiben verdiente.

Nur einer wagt es, ihm zu widersprechen. Es ist ein alter Herr mit würdigem Knebelbart, wie ein hoher Würdenträger des Staates oder ein vornehmer Bischof anzusehen, was in Amerika niemand, auch bei näherem Hinschauen, so leicht unterscheiden kann. Er ist recht alt und bewegt sich nur schwer wie ein Leidender, bei dem die Verfallung schon weit vorgeschritten ist. Niemand würde

in dem würdigen Greis Jale Cottrelly vermuten, der vor fünfzig Jahren der gefeierte Lustakrobat der Barnumschen Zirkustruppe und das leuchtende Idol aller amerikanischen Schulfinder gewesen ist. Mit feierlichen Gebärden und zahnlosem Mund hält er einen Vortrag über die Bedingungen, die der schwingende Menschenkörper zu erfüllen hat, wenn er sich der beherrschten Vorwärtsbewegung fest angeschraubter Geräte anpassen will. Es ist nicht zu ersehen, ob das junge Mädchen Interesse an dem Gesprächsthema hat oder nicht. Ihr schönes Gesicht ist regungslos und wie erstarrt. In ihren Augen ist noch Schlaf zu sehen. Ein schwerer Traum, der sie noch im Wachsein beherrscht, spreizt ihre Lider weit auseinander.

Das Gespräch hat sich jetzt an dem Widerspruch erhitzt: einige behaupten, es sei ganz sicher, daß der Mensch unter dem Wagon sich durch irgendwelche Schutzvorrichtung Sicherheit verschaffen könne. Das aber ist es gerade, was der alte Akrobat leidenschaftlich verneint.

„Kein Trick. Mut, Besonnenheit und Entschlossenheit — das ist alles, was man dazu braucht. Alles andere ist von Uebel!“

„Und Verzweiflung!“ sagt jemand im Hintergrund.

„Zawohl, Verzweiflung!“ befähigen einige ringsum im Wagon.

Der Neger kommt jetzt herein und ruft laut: „Warstow!“

Wirklich, der Zug verlangsamte sein Tempo. Weiter drin im Lande erscheint ein langgestreckter, niedriger Schuppen. Die Herren blicken auf ihre Uhren. Viele hundert Dollar stehen auf dem Spiele. Hinter dem Fenster sind die lahlen, merkwürdigen, wie aus Tuff getürmten Felsen im Abendrot zu sehen. Das hübsche, im spanischen Missionsstil erbaute Stationshotel erscheint. Man ist in Warstow. Alles steigt aus.

Die Wettenden eilen zur Uhr im Bureau des Stationsvorstehers, um ganz genau die Zeit zu konstatieren. Auch der alte würdevolle Akrobat steigt mit feisen Knien aus dem Wagon. Ihm hat sich Mr. Henry O'Lafferty angeschlossen, ein paar andere noch, und die kleine Gruppe setzt sich in Bewegung zum Gepäckwagen. Schon hocken dort Leute, die die Kniebeuge machen und nach dem Menschen zwischen den Stangen Ausschau halten. Herr Henry O'Lafferty hat eine Brille auf die Nase gesetzt und beobachtet gleichfalls in der Kniebeuge vor dem Gepäckwagen. Plötzlich wirft er sich flach nieder und greift mit der Hand nach irgendetwas, was an dem Boden des Wagon festklebt. Rasch zieht er die Hand wieder zurück, hebt sie zu seinen Brillengläsern empor, wirft aber das Ding sofort mit einem kleinen erschrockenen Laut auf den Boden vor sich nieder und bittet die Nächsthenden, sie möchten ihm auf die Beine helfen.

Die um ihn blickend auf den kleinen Schmutzkumpen zu ihren Füßen nieder. „Was ist's?“

Gehirn — Gehirnjubstanz — Blut — Staub.

Der alte Akrobat hat sich niedergebückt, so tief es ihm seine Knie und sein Rückgrat erlauben wollten. Er hat seinen zahnlosen Mund weit aufgesperrt und deutet mit ausgestrecktem Finger zwischen die Stangen unter dem Boden des Gepäckwagens: „Sehen Sie dort — was habe ich gesagt!“

Alle schauen jetzt dorthin unter den Wagon. Eine ganze Schar von Menschen hockt vor dem Gepäckwagen und schaut.

An der Querstange baumelt ein Riemen, ein schwarzer fingerbreiter Riemen, der einigemal um das Eisen gewunden ist. „Ein Riemen!“ ruft einer mit näselnder Stimme aus.

Alle richten sich langsam auf, einer nach dem andern. Einigen gelingt das schwerer, als man es von solchen kräftigen, gesunden Männern voraussetzen sollte.

Da hörte man hinten auf dem Perron des Bahnhofshotels schallendes Gelächter. Dort steht Larry Finch, diesmal von Whisky betrunken, die Hände in den Hosentaschen und wiegt sich auf den Ferjen hin und her.

„Was lacht der Kerl!“ ruft man aus der Gruppe hinüber.

„Halte Deinen Mund dort hinten! Er soll nicht lachen! Führt ihn doch weg!“ Aber Larry läßt sich nicht beirren. Hin und her wippt er auf seinen Ferjen, hat die Mütze in den Nacken geschoben und ruft lachend einmal über das andere:

„Ein Amateur! Ein Amateur! Ein Amateur! Ein Amateur!“

### Kleines Feuilleton.

Niederländische Heimatfeste. Die Provinz Hannover ist schon seit längeren Jahren der Schauplatz niederländischer Heimatfeste. Bekannt geworden sind in weiteren Kreisen, über die Provinzgrenzen hinaus, die Trachtenfeste von Scharfkel im Norden und das Heimatfest zu Hann. Münden im Süden der Provinz. Immerhin, die vordringende neuzeitliche Kultur läßt mehr und mehr die ländlichen Sitten schwinden, und es besteht die Gefahr, daß in nicht zu fernem Zeit auch das Land mit allem, was es an theellen und kulturellen Werten birgt, modernisiert wird. Da haben sich nun die vielerorts ins Leben gerufenen Heimatvereine das Verdienst erworben, daß sie erhalten oder neubeleben, was einst die Freude und wirklicher Lebensgenuß früherer Generationen war. Diese Heimatvereine pflegen denn auch die Veranstalter jener Heimatfeste zu sein, und zu den früheren gefestigt sich in dieser Woche das niederländische Heimatfest in Stade.

Als hauptsächlichster Schauplatz dieses Festes dienen zwei, vom Stader Historischen Verein aufgekaufte niederländische Bauernhäuser (ein Scharfkel und ein Altländer Haus), die der Verein nach erfolgtem Abbruch an Ort und Stelle auf der sogenannten Insel im Stade, einem überaus idyllischen, vom Burggraben umspülten Flecken Landes, wieder in den natürlichen Formen aufbaute. Ganz nahelegt ist innen und außen das Altländer Haus wieder errichtet, ein typischer Prachtbau aus dem Alten Lande an der unteren Elbe, das als Obstland weit und breit berühmt ist, während das Scharfkel Haus nur äußerlich die Urformen aufweist, im Innern aber einen städtischen Wirtschaftsbetrieb aufgenommen hat.

Vor diesen beiden Bauernhäusern, die von prächtigen Bäumen und Gärten umrahmt werden, spielt sich nun gegenwärtig das Stader Heimatfest ab. Es besteht aus drei Teilen: einem Jahrmarkt, einer Festspielaufführung auf einer Freilichtbühne vor dem Tore und der Diele des Altländer Hauses und den Erzählungen des Oldenburger Professors Wisser auf der Diele selbst. Der Jahrmarktstrudel weicht von dem sonst üblichen insofern ab, als er schon in seiner äußeren Darbietung durch die Vorpostenweder Maler einen künstlerischen Anstrich erhalten hat. Als Festspiel wird in dem überaus stimmungsvollen Naturtheater ein Jollus von niederländischen Volksgebräuchen, in der Darstellung der Bremer Schriftstellerin Annie Dieberichsen aufgeführt: Pfingstgebräuche, eine ländliche Hochzeit, eine Erntefeier in Scharfkel, gespielt von etwa hundert Mitwirkenden, Erwachsenen und Kindern, in echten bäuerlichen Trachten und mit den dazu gehörigen Tänzen, Reigen, Gesängen usw. Das Ganze ist von einer überraschenden Echtheit und Natürlichkeit.

Sehr stimmungsvoll sind auch die Geschichtserzählungen des als Erforscher heimischer Märchen bekannten Professors Wisser in Oldenburg. Die Diele des Altländer Bauernhauses, auf der die Zuhörer in Stuhlreihen Platz genommen haben, ist in ein trauliches Halbdunkel gehüllt. Im Herde brennt ein Holzfeuer, darüber hängt der große eiserne Kessel. Auf einer der Stufen der Treppe, die zum Bodenraum führt, sitzt der Erzähler und weiß mit seinen durch die Ueberlieferung festgehaltenen Geschichten seine Hörer in Bann zu halten. Natürlich spricht er in niederdeutscher Mundart.

### Aus dem Pflanzenleben.

Wenn das Korn blüht. Welcher Naturfreund hat das Korn schon wirklich blühen sehen? Vor der Blüte, wenn die Aehre sich entwickelt, ist es wohl jedem bekannt, ebenso nach der Blüte, wenn die ausgedienten Staubgefäße abfallen und sich die Körner entwickeln, aber das eigentliche Blühen bleibt meistens unbeachtet, weil es in früher Morgenstunde innerhalb kurzer Zeit erfolgt. Dabei ist der Vorgang ungemein anziehend: kann man doch das Sichöffnen der Blüte und das Verfliegen der Pollenkörner beobachten, also einen Vorgang, wie ihn bei den meisten anderen Blüten nur ein Trick der Kinetographie auf kurze Zeit zusammengedrängt vorkaufen kann!

Feine Wöllchen schweben in der Morgensonne über dem Kornfelde. Es ist der Blütenstaub, den die Staubgefäße ausschütten. „Bei beginnender Blütenentfaltung, die gewöhnlich an einem sonnigen Morgen zwischen 6 und 7 Uhr eintritt“, so heißt es in Worrigths klassischer Schilderung der Roggenblüte, „sehen wir die beiden Blütenkelche nach oben auseinander weichen und in dem Zwischenraum drei blaugrüne Staubbeutel hervorlugen. Sie haben in aufrechter Stellung, dicht aneinander gefügt, in dem Hohlraum zwischen den Kelchen ihre Entwicklung durchgemacht. Mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzieht sich jetzt der Abschluß ihres Wachstums, denn um 1 bis 1 1/2 Millimeter Länge verlängert sich der Staubfaden in einer einzigen Minute, so daß wir an einer jungen Aehre das Herauschieben der Staubgefäße aus den Kelchen fast mit den Augen verfolgen können. Sowie die Staubbeutel vollständig nach außen treten, erschaffen die anfangs steifen Fäden, die Beutel kippen nach unten um und hängen nun an den äußersten Enden, weisen Fäden pendelnd über die Aehre herab. Die Aufhängung ist eine so empfindliche, wie sie kein Präzisionsmechaniker feiner herzustellen vermöchte; unser leisester Atemhauch reicht hin, die Staubbeutel der vor uns befindlichen Aehre in beständigen Schwingungen zu erhalten. Mit der großen Empfindlichkeit steht im Einklange die kurze Lebensdauer der Staubgefäße; schon nach einigen Stunden sind die Beutel entleert; ihr glatter, feintörniger Pollen ist in alle Rüste zerstäubt, und spätestens am Abend desselben Tages fallen ihre leeren Hüllen ab.“ Erst wenn die Staubbeutel schon längst ihre Tätigkeit begonnen haben, tauchen an der gleichen Blüte zwischen den beiden Kelchen am Grunde beiderseits die Narben in Gestalt zweier weißer Federchen hervor, die über dem Keim, bebaarten Fruchtnoten sitzen. Wie fängt es nun die Blüte an, daß sie sich in so rascher Zeit so verändert? Die geheimnisvolle Kraft, die bei solchen Pflanzenbewegungen tätig ist, ist in der Regel das Wasser, und so ist es auch bei dieser Blüte: vor dem Fruchtnoten sitzen zwei kurze, spitzige weiße Perigonshuppen, die durch Wasseraufnahme anschwellen und dadurch die Blütenkelche rechtzeitig auseinander treiben, so daß erst die Staubgefäße und später die Narben hervorbringen können. Bei den anderen, zu den Gräsern gehörigen Getreidepflanzen, die man bei uns baut, ist der Vorgang ähnlich; nur die Maisblüte ist beinahe vollkommen anders (zweihäufig).